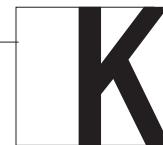


Dieter Hattrup | Büren

geb. 1948, Priester, Dr. rer. nat., Dr. theol., em.
Professor für Dogmatik und Dogmengeschichte
an der Theologischen Fakultät Paderborn

dieter.hattrup@t-online.de



Mystik – ungesucht gefunden

Karl Rahner hat 1966 in dieser Zeitschrift einen Satz niedergelegt, der zum geflügelten Wort einer ganzen Generation von Theologen geworden ist: „Der Fromme von morgen wird ein Mystiker sein, einer, der etwas erfahren hat, oder er wird nicht mehr sein.“ Jeder hat das Wort schon einmal gehört, hat es vor sich hingesprochen und stand ihm doch ratlos gegenüber. Wohin führt das Wort?

Karl Rahner und der Mystiker

Es war kurz nach dem Vaticanum II, da Rahner so gesprochen hat. Es war zu der Zeit, als die Kirche im europäischen Raum ihre größte Verbreitung nach dem Krieg gefunden hatte – den Zahlen nach! Danach ging es Stück für Stück bergab. Das *Aggiornamento* oder Heutigwerden des Konzils hat der Kirche zwar einige intellektuelle Achtung eingebracht, bei den Zahlen hat es nicht viel geholfen. Sollte K. Rahner diesen Abstieg vor Augen gehabt haben? Trotz des modernen Konzils gelang es der Kirche nicht, das Schrumpfen zu stoppen. Im Rückblick müssen wir K. Rahner das Kompliment machen, den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben. Die meisten Voraussagen der Zukunft erweisen sich im Rückblick als falsch, seine in diesem Fall nicht, jedenfalls bis heute nicht.

Selbst wenn man mit dem individuellen Prinzip nicht einverstanden ist, nach dem die Gläubigen in der Kirche alle Mystiker sein sollen, jeder für sich selbst und unabhängig von anderen, kann man die einfache Tatsache nicht bestreiten, nach der die Frömmigkeit heutzutage nicht durch die selbstverständliche Überzeugung und religiöse Sitte der Öffentlichkeit mitgetragen wird. Der Gläubige muss eine andere Quelle finden, er darf sie kaum außerhalb seiner selbst suchen. Nun kann man sagen, das Schicksal der Kirche ruhe wie immer auf den Schultern kleiner Gruppen, womit das Prinzip Rahners eingeschränkt

Mystik

wäre. Aber auch in diesen Gruppen ist die Quelle des geistlichen Lebens immer in einer einzigen Gestalt verkörpert, z.B. in Mutter Teresa oder in Frère Roger. Der Gläubige sollte also die Quelle vor allem in sich selbst suchen, und damit wird er zum Mystiker.

Ist das nicht eine grandiose Überforderung? Ja, vielleicht. Doch geht sie nicht von Karl Rahner aus. Er stellt keine Forderung an den Gläubigen, sondern er beschreibt eine Tatsache: Wer persönlich keine Erfahrung mit Gott gemacht hat, der wird in der Kirche der Zukunft nicht zu finden sein.

Erfahrungen

Ich nenne Mystik die Erfahrung Gottes. Der Mensch ergreift im Alltag die Welt, und diese Wirklichkeit heißt gewöhnlich die Natur; der Mensch wird in besonderen Situationen ergriffen, und diese Wirklichkeit heißt Gott. Die Mystik ist dann die Erfahrung dieses Ergriffenseins.

Da ich als Priester und Theologe ganz entschieden in der Kirche lebe, die heute, vom Jahr 1966 aus gesehen, die Kirche von morgen ist, sollte ich den Satz K. Rahners auf mich anwenden können. Habe ich die Erfahrung Gottes gemacht? Kann ich mich einen Mystiker nennen? Ich muss es wohl, wenn Karl Rahner recht hat und die Mystik die Eintrittskarte in die Kirche ist. Ein allzu hoher Anspruch? Vielleicht, ja, wenn man sich etwa selbst den Titel eines Mystikers verleihen wollte. Aber nach Rahner ist die mystische Erfahrung das Billet zum Bleiben, sonst geht es nicht. Es gibt Mystik nicht nur bei den großen Gestalten in der Kirche, bei Augustinus, bei Bernhard von Clairvaux, bei Teresa von Ávila, es gibt sie auch in bescheidener Gestalt. Es gibt die kleine Mystik, die das Leben in der Kirche erst möglich macht, wie bei meiner Mutter. Sie sagte mir öfter: „Not lehrt beten. Wenn ich gar nicht mehr weiter wusste, ging es doch weiter. Da hatte Gott seine Hand im Spiel.“

Ja, ich habe geistliche Erfahrungen gemacht, ohne sie eigentlich gesucht zu haben. Ich bin nie auf der Suche nach Gott gewesen, scheine ihn aber doch gefunden zu haben. Oder besser: Gott hat mich gefunden, und ich weiß nicht wie, wenn ich auch einige Orte des Findens benennen kann. Das mag für den Leser Anlass sein, im eigenen Leben ebenso nach den Spuren Gottes zu suchen. Ich meine, wer aufmerksam ist, findet gewiss einige Zeichen, wenn er sein Leben nur freundlich ansieht.

Die Werktagsmesse

Ich war etwa zehn Jahre alt, als ich den Eindruck hatte: Da ist etwas. Ich diente als Messdiener in einer Werktagsmesse. Die Kapelle befand sich in einem Altenheim in der Ruhrgebietstadt Herne. Die Umstände waren nicht sehr gemütlich.

Kirche

Es roch nach Hygiene und Chloroform, der Priester war in der Sakristei mürrisch. Nach der Messe erwartete mich ein karges Frühstück mit amerikanischem Kunstkäse. Doch hatte ich beim Knien, bei der Wandlung und beim Erheben der Hostie den Eindruck: Da ist die Herrlichkeit Gottes. Ich sah nichts und hörte nichts, aber ich fühlte mich plötzlich in eine andere Welt getragen, als ob aller Glanz des Himmels und der Erde hier und jetzt gegenwärtig wäre. Etwas lief mir in großer Stärke den Rücken herauf oder herunter, wie ich es nie vorher erlebt hatte. Es war sehr schön, wunderbar. Ich verlangte nichts mehr zu sehen oder zu hören, denn hier war Anfang und Ende und alles versammelt. Natürlich hatte ich damals nicht diese Worte zur Hand. Später, im Nachsinnen, habe ich mir langsam auf diese Weise das Erlebnis erzählt.

Das Schwungrad

Einige Jahre später, es mag um 1965 gewesen sein, besuchte ich jeden Sonntag um 10 Uhr eine Kirche in Recklinghausen. Der Weg war kurz, bald war er mir zu kurz. Denn, so merkwürdig es war, ich hatte angenehme Gefühle auf dem Weg. Es schien mir, als ob ich auf Wolken ginge, weshalb ich die Strecke zur Kirche immer weiter ausdehnte. Am Ende war sie dreimal oder viermal länger als vorher. Keine Rede davon, als wäre ich zur Kirche gedrängt worden. Eher wunderten sich meine Eltern, mit welcher Leichtigkeit ich mich dahin bewegte.

Auch das Geschehen in der Kirche hatte es in sich. Ich meine damit, was mir nebenbei geschah. Mehrere Wochen saß ich in der bis auf den letzten Platz gefüllten Kirche, und sah mit Schrecken, was passieren wird. Diesmal war es eine Art von Stimme, die zu mir sprach: „Du siehst die Kirche hier voll und besetzt bis auf den letzten Platz. Viele stehen sogar. Aber es wird nicht dabei bleiben. Die Kirche wird ganz leer werden. Was hier läuft, ist eine Maschine mit einem großen Schwung, mit einem Rad, das vor langer Zeit in Bewegung gesetzt worden ist, aber jetzt nur noch einfach läuft und läuft und bald ausläuft. Warum der Schwung zu Ende kommen wird? Keiner weiß es so recht, keiner weiß auch, warum die Maschine überhaupt läuft. Darum wird das Rad immer langsamer werden, es wird stehenbleiben, weil die Leute mit ihrem Herzen nicht dabei sind; weil sie nicht dabei sein können; weil ihnen die Welt mehr bedeutet als Gott, obwohl sie aus Gewohnheit noch hier sind.“ Hier hörte ich zum ersten Mal das Wort „noch“ in Bezug auf die Kirche.

Wer kann helfen? Ich schaute in der Kirchenbank umher, sah auf manchen Hinterkopf und dachte: Warum nicht du oder du, warum setzt ihr das Rad der Kirche nicht wieder in Schwung? Es müsste jemand sein, dachte ich, der es versteht, den Glauben in Verbindung zu bringen. Ja, aber womit verbinden? Das wurde mir nicht so recht klar.

Als diese Art von mystischer Erhebung einige Wochen anhielt, bekam sie langsam einen Inhalt. Ich war sehr jung und wusste nichts von Theologie, aber den Namen Thomas von Aquin hatte ich schon einmal gehört. Ja, es müsste ein Mensch auftreten wie dieser, der den Glauben wieder plausibel macht, dann würde die Sache wieder Schwung bekommen. Mehr war es eigentlich nicht ... Nach einigen Wochen dachte ich, ich sollte nicht anderen Leuten die Pflicht auferlegen, sondern mir selbst, der Blick auf Hinterköpfe wäre eine bloße Ablenkung. Kein Opfer und keine Leistung von anderen verlangen, sondern von sich selbst! Kam die Stimme von außen oder sprach sie in mir? Ich weiß es nicht. Nur konnte ich das Erlebnis nicht mehr vergessen.

„Nüchterne Trunkenheit“

Wiederum etwas später, um 1967, hatte ich ein weiteres Erlebnis dieser Art. Ich war 18 oder 19 Jahre alt, hatte einen Führerschein und das Auto meines Vaters. Das machte mich beliebt unter meinen Bekannten, denn so konnten sie mit mir durch die Gegend fahren. Eines Abends sollte es zur Vestlandhalle in Recklinghausen gehen, dort war ein Beat-Konzert angesagt. Ich zog also mit ein paar Leuten in die riesige Halle ein, in der schon Hunderte in den harten oder weichen Klängen der Musik standen und nach ihr tanzten. Lange habe ich es dort nicht ausgehalten, der Lärm war riesig, Gespräche gab es nur in kurzen Fetzen.

Nach ein paar Minuten war ich wieder draußen. Ich ging langsam zum Auto zurück, noch ganz benommen von dem Getöse. Ich setzte mich hinein, und mein Blick fiel auf ein Neues Testament, das ich in den Wagen gelegt hatte. Ich schlug das Buch auf und las: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und das Wort war Gott. Im Anfang war es bei Gott ...“ Weiter kam ich nicht, weiter war es auch nicht nötig. Es strömte die Klarheit in mich hinein und die Entgrenzung, die Fülle, die vorhin vom Rausch der Musik versprochen war, die ich aber im Rauch von Dunst und Bier nicht finden konnte. Viel später hörte ich die Kirchenväter von der *sobria ebrietas* sprechen, von der nüchternen Trunkenheit des Geistes, die im Gegensatz steht zur benebelten Trunkenheit der Welt. Hier hatte ich den Unterschied erfahren.

Wiederum einige Jahre später, im Dom zu Regensburg, wohl 1971: An einem Sonntagmorgen während des Hochamtes passierte es, als die Regensburger Domspatzen ihre Hymnen sangen. Ich stand noch immer vor der Frage, Priester zu werden oder nicht, mich in Beschlag nehmen zu lassen von Gott und der Kirche, oder eben nicht. Aktuell studierte ich Mathematik und Physik. Da erhob sich das Brausen des Chores zu einem solchen Jubelgesang, wie ich ihn nie vorher gehört hatte. Wenn es so etwas Schönes gibt, sprach ich zu mir oder sprach eine Stimme in mir, dann kannst du dich ergeben und in den Dienst Gottes treten. Du musst nichts mehr erstreben. Alles ist da, nichts kannst du mehr verpassen.

Das Novum

Nach der Priesterweihe im Mai 1980 war ich dabei, meine Sachen zu packen und aus dem Seminar in Münster zu tragen. Gerade hatte ich eine Kiste in die Hand genommen und ging die äußere Treppe des Hauses hinunter, da traf es mich ganz unerwartet wie ein Blitz, und eine Stimme in mir sprach: Es gibt das Novum.

Mehr war es nicht, und doch war es eine Erleuchtung. Diese Eingebung kam nicht ganz so überraschend wie die Beispiele oben. Hier hatte ich gesucht, wusste aber zunächst nichts zu finden. Der Unterschied ist deutlich: Mit dieser Eingebung musste ich nicht mehr mein Leben ändern, sie war eher die Bestätigung meines Denk- und Lebensweges. Es gibt das Novum im Unterschied zur Novität. Die Novität ist eine Neuigkeit der Zukunft, die ich jetzt schon kenne, wie den Sonnenaufgang am morgigen Tag; die Uhrzeit steht in meinem Kalender. Das Novum ist dagegen eine Neuigkeit, von der ich im Voraus nichts weiß, die ich nicht berechnen kann und die sich dem Vorauswissen entzieht. Sie verweist, obwohl mir das damals noch lange nicht klar war, auf so etwas wie Freiheit, auf die Freiheit des Schöpfers und der Geschöpfe. Ohne diese Freiheit ist Theologie nicht möglich. Das als Primizgeschenk von oben empfangen zu haben, dünkt mich von ferne aus gesehen nicht übel. Ich war übrigens damals schon zufrieden, habe mich bald hingesetzt und mit der Unterscheidung von Novum und Novität eine Doktorarbeit in Theologie gemacht.

Eine Deutung

Der zeitliche Abstand lässt die subjektiven Erlebnisse ziemlich objektiv werden. Sie alle entsprangen nicht meinem Willen, dennoch waren sie in mir geschehen. Ich konnte sie nicht als fremd fortschicken. Sie waren meine Erlebnisse geworden, ob ich wollte oder nicht; sie gehörten zu mir, obwohl ich sie nicht gesucht hatte. Zunächst fand ich mich unter eine Pflicht gestellt: Du musst dein Leben ändern, du musst es in einen anderen Dienst stellen, der nicht zu einer weltlichen Laufbahn führt. Erfolg in der Welt war mir nicht versprochen worden, eher das Gegenteil; erwarten sollte ich eine völlig leere Kirche.

Die Gestalt meines Lebens war mir unbekannt. Ich wollte Pilot oder Wissenschaftler oder Soldat werden. Tatsächlich hat es mich zu den Offiziersanwärtern verschlagen. Aber ich bemerkte im Laufe des einen Jahres beim Militär, wie sehr dies eine Flucht war. Die Geschichte des Jona, der sich im Walfisch versteckt hatte, war mir nicht unbekannt. Ich wollte zunächst nicht in den Dienst des Rufes treten, der doch ziemlich eindeutig war. Es fiel mir schwer, ihm zu folgen, obwohl er mir Leichtigkeit versprochen hatte. Ich musste nichts mehr erreichen im Leben, was nicht schon da war, besagte er. Gibt es ein schöneres Versprechen? Von der Angst des Lebens, das Glück auf der Erde zu verpassen, war ich schon zu

Anfang des Lebens befreit. Warum also fliehen vor dem Ruf? Das, was sich mir als Herrlichkeit gezeigt hatte, konnte nur aus dem Ursprung der Wirklichkeit selber stammen, es konnte gar nicht mehr verloren gehen. Ich habe sogar Phantasien entwickelt, wie ich weiterleben könnte unter diesen mystischen Versprechen, wenn ich äußerlich scheitern würde. Ich könnte das Studium vergeigen, oder die Kirche könnte sich weigern, eine solche Berufung anzunehmen. An der Wahrheit der Berufung würde sich nichts ändern, sie würde dann nur unter erschwerten Bedingungen stattfinden, die dann doch nicht schwer wären.

Die Aufgabe

Schließlich sagte ich Ja: „Ich stimme zu, ich lasse mich in Dienst nehmen.“ Und mit einem Schlag hörten die mystischen Erfahrungen auf. Als ob Gott zu sich gesprochen hätte: „Ich habe ihn gerufen, jetzt hat er Ja gesagt, nun muss ich mich nicht weiter zeigen, jetzt soll er die Aufgabe erfüllen, die ich ihm aufgetragen habe.“ Was soll das für eine Aufgabe sein?

Das wäre dann das letzte Stück Mystik, das sich mir 1980 gezeigt hat. Mit dem Novum sollte ich gegen die Welt der Wissenschaft antreten, die nur Novitäten kennen will. Soviel verstand ich schon. Die Novitäten garantieren der Wissenschaft das Wissen, während das Novum eine Störung der Wissenschaft ist und ihr eine Grenze zieht. Welche größere Wirklichkeit sich im Novum versteckt, konnte ich damals noch nicht ahnen.

Mit der Zeit leuchtete mir der Ruf ein, und die Gestalt der Kirche schien mir dazu passend zu sein. Aber ich machte mir einen Einwand. Das, was ich da erlebt hatte, sogar über einige Jahre hin, waren doch alles Gefühle, merkwürdige Zustände des Ich, die vor der kritischen Vernunft womöglich keinen Bestand haben. Und die kritischste Vernunft schien mir in der Wissenschaft zu Hause sein. Die Naturwissenschaft war der harte Kern der Neuzeit, also musste ich mich vor diesem harten Kern rechtfertigen. Der Name Auguste Comte wurde mir damals bekannt. Er hatte im 19. Jh. mit seinem Drei-Stadien-Gesetz verkündet, Religion und Philosophie würden zu Ende kommen und völlig zugunsten der Wissenschaft abdanken. Könnte Comte nicht rechthaben? Die Erfolge der Wissenschaft hatten mich tief beeindruckt; besonders die Erfolge der Physik und der Kosmologie über die Jahrhunderte hin weckten meine Bewunderung. Das war meine Unruhe. Litt ich unter Illusionen, die kein Fundament in der Wirklichkeit hatten, die einfach von der Wissenschaft fortgespült werden, jetzt oder doch bald? Was Philosophie, Soziologie oder Psychologie an Kritik zu bieten hatten, war mir alleamt ein zu weicher, ein zu subjektiver Stoff, der mit der Härte der Naturwissenschaft nicht konkurrieren konnte, auch wenn dieser Stoff oft mit dem Titel einer kritischen Theorie geschmückt war. Aus der bloßen Subjektivität suchte ich ja Anschluss an die Objektivität zu finden.

Naturwissenschaft

Ich musste meine Erlebnisse prüfen, ob sie vor der Vernunft bestehen können. Ich setzte also mein Studium der Naturwissenschaften fort und schloss es bald ab. Dann kam mir die Gestalt Albert Einsteins näher, nicht allerdings als Vorbild, sondern als Gegenbild. Sein Wort von 1927 versetzte mich zuerst in Angst, verhalf mir aber schließlich zum Durchbruch. Er sagte: „Ich kann mir keinen persönlichen Gott denken, der die Handlungen der einzelnen Geschöpfe direkt beeinflusste oder über seine Kreaturen direkt zu Gericht säße. Ich kann es nicht, trotzdem die mechanistische Kausalität von der modernen Wissenschaft bis zu einem gewissen Grade in Zweifel gestellt wird.“

Mit klaren Worten benennt Einstein den Platz des neuzeitlichen Geisterkampfes, auf den auch ich durch meine frühen Erlebnisse geschickt worden war. Gibt es nur die mechanische Kausalität in der Natur? Oder zeigt sich in ihr der persönliche Gott? Einstein verknüpft diese Frage eng mit der Wissenschaft – gemeint ist die Physik. Und er tut recht daran, ich bin ganz einverstanden, damals wie heute. Wenn in der Natur keine Freiheit denkbar ist, dann ist es aus, dann ist der Mensch eine Maschine, und Gott ist auch eine Maschine. Einstein freute sich an dieser Maschine, ich war entsetzt.

Gegen Einstein

Die Physik hatte zu Anfang des 20. Jahrhunderts mit der Quantentheorie begonnen, die völlige Kausalität der Natur in Frage zu stellen. Ich kämpfte also mit Einstein auf dem gleichen Platz, wenn auch gegen ihn, und ich hatte den Eindruck, diesen Kampf gewinnen zu können. Zu tun hatte ich weiter nichts. Ich musste nur zusehen, wie er den Kampf gegen den würfelnden Gott langsam verlor, was ein anderer Ausdruck für den persönlichen Gott ist. Das dauerte wohl 100 Jahre lang. Am Ende des 20. Jahrhunderts, lange nach seinem Tode 1955, war es dann völlig klar geworden, wie wenig die Naturauffassung Einsteins haltbar ist. Damit habe ich das Ende des Atheismus gesehen, der im Anfang der Neuzeit durch den ungeheuren Erfolg der Wissenschaft möglich geworden war und den Comte so enthusiastisch gefeiert hatte. Ich habe das Ende nicht bewirkt, aber ich war Zeuge, wie dieser Atheismus aus der Wissenschaft zu Ende gekommen ist.

Allerdings war das nur sein theoretisches Ende, nicht sein praktisches. Im Grunde aber konnte ich zufrieden sein. Das große Rad der Kirche, dessen Schwung ich hatte schwinden sehen, kann ihn wieder bekommen. Ja, es bekommt ihn schon, da die Quelle des Atheismus, die mechanische Kausalität, versiegt ist. Das dauert zwar seine Zeit, aber das war ja der doppelte Inhalt der Berufung gewesen: Ich sollte sehen, wie die Verbindung des Glaubens mit der

Wirklichkeit wiederhergestellt wird. Zugleich sollte ich sehen, wie äußerst langsam dieses Ereignis in die breite Masse dringt, weshalb ich mein Leben lang die leerer werdende Kirche ansehen muss. In der Wissenschaft hat der Atheismus seine Quelle verloren, aber in den Köpfen wirkt er noch auf Jahrzehnte und Jahrhunderte weiter! Wie der Unglaube viele Jahrhunderte gebraucht hat, um ab dem 17. Jh. von oben nach unten zu sinken, so wird es viele, viele Jahre dauern, bis auch der einfache Mensch das Wirken des persönlichen Gottes in der Natur wieder erspürt. „Erfolg ist keiner der Namen Gottes.“

Erweis der Echtheit

Aber es gab noch eine andere, eine praktische Seite. Ich hatte doch Gott auch als leibhaftig gegenwärtig verspürt und nicht bloß im Kopf. Was sollte daraus werden? Die Erfahrung Gottes war anders als bei meiner Mutter nicht aus der Not geboren, sondern aus der Fülle. Zeigt sich der gleiche Gott einmal so und einmal so? Vielleicht ist dies eine Lösung: Meine Mutter hat die Not, etwa der Kriegszeit, sehr existentiell erfahren und ich, von der Wissenschaft bedrängt, mehr intellektuell. Die Bedrängnis im Intellekt wirkt eher wie eine Bereicherung als die Bedrängnis in der Existenz des Lebens.

Ich hatte eine Gegenwart erfahren, die ja auch Jesus verkündet hat. Es ist das erste Wort, das er öffentlich spricht: „Das Reich Gottes ist nahe.“ Die allgegenwärtige natürliche Sorge des Menschen um sich selbst kann wegfallen. Mein Vater und meine Mutter hatten die Schrecken des Krieges getragen, ich nicht. Deshalb schien mir ein Opfer ganz angebracht zu sein, um mir die Realität der Erfüllung leibhaft zu machen. Deshalb muteten mir auch die Bedingungen der Kirche für ihren Dienst plausibel an, also die Evangelischen Räte, in einer gewissen Form auch für Priester. Ich fand sie nicht unnatürlich, denn aus der Welt oder der Natur sollte ich ja heraustreten. Das hatte ich in der Wissenschaft gegen Einstein gelernt: Nicht alle Wirklichkeit ist Natur. Was in der Natur ist, kann keine Dauer haben. Die Natur ist gerade die Quelle allen Unglücks, das Prinzip des Lebens lautet nach Darwin: *Survival of the fittest*. Die Natur ist der Ursprung der Konkurrenz, die zum Tode führt. Deshalb sollte das Leben eines Menschen, der die Erlösung erfahren hat, nicht allein durch die Natur bestimmt sein. Damit war ich mit dem Zölibat ausgesöhnt.

Nicht eigentlich um Gutes in der Pastoral zu tun, wurde ich Priester, sondern um mir die Echtheit meiner Mystik zu beweisen. Merkwürdigerweise war ich dann neben der Lehrtätigkeit immer in der Pastoral tätig, obwohl sie nicht mein Ziel war. Ich kann mich an keinen Sonntag erinnern, an dem ich nicht mit einer Pfarrgemeinde die hl. Messe gefeiert hätte, auch zweimal oder dreimal. Merkwürdiges Paradox!

Kirche

Kann man auch eine falsche Mystik erleben? Ich habe auf meine mystischen Zustände nicht sofort gebaut. Das persönliche Empfinden ist ein weicher Stoff, ein zu weicher, um darauf sein Leben zu gründen. Auch scheint die mystische Erfahrung nicht immer gleich zu sein. Mystik mag die Erfahrung Gottes sein, aber wird Gott nicht sehr verschieden erfahren? Gott ist das, woran du dein Herz gehängt hast, sagt ein Sprichwort. Aber Einstein hatte sicher sein Herz an etwas anderes gehängt als ich. Einen Mystiker würde ich den großen Physiker schon nennen, denn den Grund der Wirklichkeit hat er sehr stark erlebt. Aber es war wohl nicht der letzte Grund der Wirklichkeit, sondern nur der vorletzte. Eben das hat die Physik gegen ihn entschieden. Gott ist nicht nur ein Naturgesetz, wie Einstein es erfahren hat. Gott ist auch eine Person, wie ihn die Kirche erfährt, und damit ist seine Mystik unvollständig.